

„Für wen halten mich die Menschen?“ (Mk 8,27)

Gedanken zu Jesus Christus*

Hans Waldenfels, Bonn

Jedes Bekenntnis ergeht, wenn es nicht in der unaussprechbaren Tiefe des Herzensinneren verborgen bleiben soll, in der Öffentlichkeit der jeweiligen Zeit. Wer aber in der Öffentlichkeit nach seinem Bekenntnis gefragt wird, steht vor der immer neuen Frage Jesu, die auch hier angemessen erscheint: „Für wen halten die Menschen mich?“ (Mk 8,27)

Diese Frage bleibt auch heute gültig, und es wäre kurzsichtig, wenn wir die Bekenntnisformel der frühen Christenheit, die bis heute die tragende ist, in den Raum stellten und verschweigen würden, daß auch die ältere Generation immer wieder um diese Formel gerungen hat und ringt. Wer da sagt, ihm komme die Formel leicht von den Lippen, weiß entweder nicht, was er sagt, oder er nimmt die Formel nicht sehr ernst, oder er muß sich doch – über das Lippenbekenntnis hinaus – nach dem Lebensbekenntnis, also nach dem Christsein seines Lebens fragen lassen. Wie können wir die Thematik angehen?

Wir beginnen dort

wo sich der Fundamentaltheologie die Frage nach Jesus stellt. In einem zweiten Schritt gehen wir ausdrücklich auf die christliche Bekenntnisformel „Jesus der Christus“ ein. Diese gilt es aber dann in unsere Zeit hineinzubuchstabieren. Wir schauen daher in einem dritten Schritt auf Versuche, mit dem Satz umzugehen, bevor wir im Schlußteil zur Frage des Markusevangeliums zurückkehren: „Für wen halten die Menschen mich?“, sie aber dann als eine an uns selbst gerichtete Frage verstehen, die nach einer die Formel sprengenden persönlichen Antwort in unserer Zeit ruft.

* Bei dem Beitrag handelt es sich um einen auf dem 40. Jahrestreffen des Freundes- und Schülerkreises von Msgr. Dr. J. Steinberg „Alte Bonner“ am 10. Juni 1990 in Bonn gehaltenen Vortrag. Der Sprachstil ist weithin beibehalten worden.

Zum Umgang mit dem Jesusbild

Zur Aufgabe der Fundamentaltheologie

In gewissem Sinne lässt sich das Tun des Fundamentaltheologen mit dem Stehen auf der Türschwelle eines Hauses vergleichen. Wer auf der Türschwelle steht, befindet sich gleichsam draußen und drinnen. Er hört die Argumente derer, die vor der Tür, und derer, die im Haus sind. Es geht ihm aber um den Eintritt in das Haus. Einerseits macht er sich zu eigen, was die Menschen draußen wissen und sehen – in Philosophie, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften –, was sie über Gott, Jesus von Nazaret und die Kirche, aber auch was sie über sich selbst, die Welt, die Gesellschaft, in der sie leben, denken. Andererseits kommt er mit dem Wissen von innen als einer Einladung an alle, die drinnen *und* draußen sind. Der springende Punkt christlicher Theologie ist es aber dann, die Tür, von der wir bildhaft sprechen, als *die* Tür zum realen Heil des Menschen zu *erweisen* im Blick auf den, der in den Worten des Johannesevangeliums gesagt hat: „Ich bin *die* Tür.“ (10, 7.9)

Mit dieser bildhaften Beschreibung der Hauptaufgabe des Fundamentaltheologen übersetzen wir jenen Satz des 1. Petrusbriefes in unsere Situation, der seit langem den biblischen Ausgangspunkt der Fundamentaltheologie darstellt: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen.“ (3,15f) „Rede und Antwort stehen“ heißt im Griechischen „*apologia*“. Der alte Name der Fundamentaltheologie war denn auch Apologetik, Wissenschaft der Verteidigung. Doch oft genug sind Menschen, mit denen wir es heute zu tun haben, einfach Fragende, Suchende, jedenfalls nicht unbedingt Angreifer. Sie wollen verstehen, und wir müssen uns bemühen, uns ihnen verständlich zu machen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist in diesem Sinne zusätzlich das Wort „Dialog“ bedeutsam geworden.

Entsprechend lässt sich die Aufgabe der heutigen Fundamentaltheologie unter drei Rücksichten beschreiben, die zum Gelingen der Kommunikation zwischen Menschen, Glaubenden wie Nichtglaubenden, bedacht sein wollen:

- Die Kommunikation wird blockiert durch Widerspruch. Ihm wirkt die Fundamentaltheologie als *Apologetik* entgegen, indem sie sich um die Rechtfertigung des christlichen Glaubens bemüht.
- Die Kommunikation wird blockiert durch Unverständnis. Ihm kommt die Fundamentaltheologie als *Hermeneutik* entgegen, indem sie immer wieder auf die Grundlagen des Verstehens achtet. Es gehört nämlich zur

Erfahrung unserer Tage, daß Menschen immer mehr in „verschiedenen Welten“ leben und sich selbst in der anscheinend gleichen Sprache, die sie sprechen, nicht mehr verstehen. Diese Erfahrung machen Eltern in ihren Familien, die Generationen untereinander. Die Frage des Verstehens und der Verständigung ist folglich als eine zentrale Frage zu behandeln.

– Die Kommunikation kommt aber auch dort nicht zustande, wo das Wort – und hier geht es um das Wort *Gottes* – den möglichen Hörer nicht erreicht. In der Vermittlung einer Botschaft aber sind die Grundregeln der *Dialogik* zu beachten. Kinder und Hörer müssen sich in Aufmerksamkeit und als Partner begegnen. Die deutsche Sprache kennt die eigentümliche, in andere Sprachen kaum zu übersetzende Wortsilbe „Ge-“, die von Gemeinsamkeit und Miteinander spricht. In unserem Fall geht es um das „*Ge-spräch*“, zu dem immer mehrere Ge-sprächs-partner – gehören und dann die Sache, um die es geht.

Jesus im Verständnis heutiger Zeitgenossen

Wenn wir in dieser Einstellung auf die Jesusfrage heute zugehen, machen wir eine merkwürdige Entdeckung: Josef Nolte hat ihr die Bezeichnung „*Schonung Jesu*“ gegeben. Was bedeutet das? Als Heinz Zahrnt 1981 sein Buch „Westlich von Eden“ veröffentlichte, gab er ihm den Untertitel „Zwölf Reden an die Verehrer und die Verächter der christlichen Religion“, und in der Einleitung verwies er ausdrücklich auf ein „klassisches Vorbild“: Friedrich Schleiermacher, der zu Beginn des Jahrhunderts ebenfalls Reden über die Religion veröffentlichte, die „an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ gerichtet waren. Tatsächlich gehört die „Verachtung der Religion“ zu den Grundzügen dieses unseres Jahrhunderts, die im Bildungsbürgertum – dieses aber hat in den älteren Generationen seinen Ort, nicht in den jüngeren, die kaum noch dazu gerechnet werden können, – anzutreffen sind. Die Kritik an der Religion ist offen und unterschwellig jedenfalls unter akademisch Gebildeten ausgeprägt und betrifft in unseren Breiten vorrangig die christliche Religion, die Kirche bzw. die Kirchen und endet in der Verdunstung des Gottesglaubens, im praktischen Atheismus.

„*Schonung Jesu*“ aber heißt dann: Bei aller hier nicht weiter zu erörternden neuzeitlichen Religionskritik entdecken wir eine eigentümliche Scheu gegenüber der Jesusgestalt; Jesus wird in der Religionskritik nicht kritisiert, sondern von ihr verschont. Nicht als ob Jesus im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses als „wahrer Gott und wahrer Mensch“ oder auch als „Jesus der Christus“ vorgestellt würde, – aber er wird mit Re-

spekt behandelt. Ein Querschläger wie das schon wieder vergessene Jesusbuch von Rudolf Augstein aus dem Jahre 1972 ist einfach nicht repräsentativ. Es wäre reizvoll zu zeigen, wie Jesus bei den verschiedensten Philosophen zur Rechten und zur Linken eingeschätzt wird, wie Juden heute von ihm sprechen, wie sich andere Religionen zu ihm äußern.

Für Karl Jaspers bleibt Jesus einer der maßgeblichen Menschen, für Ernst Bloch ist er der Menschensohn schlechthin. Martin Buber hat in ihm seit seiner Jugend den „großen Bruder“ gesehen. Schalom Ben-Chorin beschreibt Jesus als den verlorenen Sohn, der nach 2000jährigem Irren in das Vaterhaus seines jüdischen Volkes heimgekehrt ist. Für die Psychotherapeutin Hanna Wolff ist „Jesus der Mann“, für die Feministin Christa Mulack ist er „der Gesalbte der Frauen“ („Gesalbter“ ist bekanntlich die Übersetzung des griechischen *Christos*!). Und auch Franz Alt liegt – man mag von seiner wissenschaftlich-theologisch-exegetischen Kompetenz halten, was man will – mit seinem Jesusbuch „Jesus – der erste neue Mann“ (München 1989) im Trend: „Jesus ist der erste neue Mann .., weil er beispielhaft das Weibliche in sich nicht verdrängt, sondern entwickelt und integriert hat.“ (14) Er ist die „geistige Atombombe“. (15 ff). „Unsere Zeit ist reif für den anderen, für den wirklichen Jesus.“ (13)

Der mit den Worten „der andere Jesus“ abgelehnte Jesus ist der Jesus der Theologen, der Kirchen. Was wir hier erleben, ist eine verwandelte Gestalt der Fortschreibung des seit Jahren zitierten Slogan „Jesus – ja, Kirche – nein“. Man müßte die Entdeckungsfahrt im übrigen eigentlich in die Kunst, die Literatur und den Film hinein fortsetzen, um das ganze Ausmaß des Phänomens „Jesus heute“ in den Blick zu bekommen. Zu fürchten ist freilich, daß manch einer sich von den dabei zu gewinnenden Eindrücken mit Entsetzen abwendet. Dennoch ist Folgendes zu bedenken. In der beschriebenen Szenerie begegnen wir einer eigentümlichen Antwort auf die Frage: „Für wen halten die Menschen Jesus?“ Alle, die in den angesprochenen Bereichen sich zu Jesus äußern, geben eine Antwort, ja sie legen ein Bekenntnis zu Jesus ab. Wer diese Antworten kritisiert, muß sich aber dann die Gegenfrage gefallen lassen: „Wie sieht Dein eigenes Bekenntnis zu Jesus aus?“ bzw. anders gefragt: „Für wen haltet Ihr ihn?“

Die Formel „Jesus der Christus“

Ihre Herkunft

Die naheliegende Antwort mag für viele die uns in der Formel vorgegebene sein. Christen sprechen von Jesus Christus. Die beiden Worte – der Name „Jesus“ und der Titel „Christus“ – sind allerdings heute so sehr zu einer Einheit verschmolzen, daß der durchschnittliche Christ sich häufig schon nicht mehr der Tatsache bewußt ist, daß er sich damit jenes Bekennnis zu eigen macht, das den wahren Jesusjünger auszeichnet.

Petrus beantwortet die Frage: „Für wen halten mich die Menschen?“ lapidar mit: „Du bist der Messias.“ (Mk 8,29) In der bekannteren Formel des Matthäusevangeliums lautet die Antwort des Petrus: „Du bist der Messias (in unseren üblichen Texten heißt es: Christus), der Sohn des lebendigen Gottes.“ (Mt 16,16) Am Anfang des Johannesevangeliums ist es Andreas, der seinen Bruder Simon zu Jesus führt mit den Worten: „Wir haben den Messias gefunden.“ Kommentierend fügt der Verfasser des Evangeliums hinzu: „Messias heißt: der Gesalbte (griech. *Christos*).“ (Joh 1,41) Die Feststellung „Jesus ist der Messias, der Christus“ ist aber dann offensichtlich so zentral, daß sowohl an dieser wie an der Matthäustelle Jesus dem Petrus unmittelbar danach den neuen Namen „Kephas = Petrus = Fels“ gibt, auf dem die Kirche steht. Ausdrücklich heißt es dann am (ersten) Ende des Johannesevangeliums: „Diese (Zeichen) aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ (Joh 20,31).

Für die Juden, die Christus nachfolgten und sich zu ihm bekehrten, bedeutete die Erkenntnis „Jesus ist der Messias“ den entscheidenden Durchbruch, zugleich aber am Ende auch den Bruch mit der jüdischen Gemeinschaft. Tatsächlich sind im Laufe der Zeit, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Begegnung mit dem nicht-jüdischen Heidentum der griechisch-römischen Welt andere Identitätsformeln neben die, teilweise auch an die Stelle der Messiasformel getreten. So heißt es etwa im Römerbrief: „Wenn du mit deinem Mund bekennst: ‚Jesus ist der Herr (griech. *kyrios*)‘ und in deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden.“ (8,9)

Entscheidend ist aber, daß unter allen konkurrierenden Jesustiteln – Herr, Gottessohn, Menschensohn, Gottesknecht, Erlöser, Hirte u. a. –, die wir heute, wie es etwa Edward Schillebeeckx in seinem großen Jesusbuch getan hat, in ihrer je eigenen Bedeutung und Entwicklung ein Stück weit in die Ursprünge der jungen Kirche zurückverfolgen können, der eine – Chri-

stus, der Messias, der Gesalbte – sich in einer Weise durchgesetzt hat, daß ihm ein eigener Rang zugesprochen werden muß. Er wirkt in der Tat in der Verbindung mit dem Jesusnamen wie Jesu Hausname, jedenfalls wie die Bezeichnung seiner besonderen Berufung. Wer ihn daher ernstnimmt, treibt auch heute noch – wie es zu den Lebzeiten Jesu bereits einmal der Fall war – einen Stachel in das widerspenstige Fleisch der Menschheit.

Ihre bleibende Bedeutsamkeit

Zweierlei darf nicht übersehen werden:

Der Titel „Christus“ war zunächst eine Botschaft in die unmittelbare Lebenswelt Jesu, d. h. in das Judentum hinein. In einer Zeit und in einem Land, in dem ein Messias erwartet wurde – über die verschiedenen Spielarten und Abarten der Messiasvorstellungen ist hier nicht zu handeln, obwohl sich gerade in der Beschäftigung damit ein gutes Stück frühchristlicher Theologie und Christologie entdecken läßt –, wurde in Jesus von Nazaret der Messias gefunden. Jesus war die Erfüllung der Erwartung breiter Schichten seines Volkes. Das gilt auch, wenn viele sich unter einem Messias etwas anderes vorstellten als das, was in Jesus von Nazaret Wirklichkeit wurde. Letztendlich war es auch der Widerspruch gegen diese Entdeckung, der Jesus in den Tod führte.

Die Tatsache, daß Jesus heute vom Judentum als bleibend zu ihm gehörig reklamiert wird, bedeutet deshalb natürlich auch nicht, daß das Judentum ihn heute als Messias anerkennt. Als abartig ist es dann aber auch zu bezeichnen, wenn Christen aufgrund der neuen christlich-jüdischen Dialogsituation glauben, Jesus mit Rücksicht auf die Juden nicht mehr als Christus ansprechen zu sollen. Zu einer solchen Entscheidung berechtigt selbst nicht das Wissen um die Schuld, die Christen in den nachchristlichen Jahrhunderten bis hin zu Auschwitz in der Verfolgung und Tötung von Juden auf sich geladen haben. Das Bekenntnis zu Jesus, dem Christus, bleibt im jüdisch-christlichen Kontext eine ständige Provokation.

Es muß aber dann auch zu denken geben, daß die Formel „Jesus ist der Christus“ niemals und nirgends als die einzige mögliche Formel festgeschrieben worden ist. Die Beschäftigung mit der Herkunft etwa des Titels „Herr“ führt zwar einerseits ebenfalls in einen Kontext, der immer noch jüdisch ist und in dem der Titel theologisch seine eigene Bedeutung besitzt, andererseits aber ist er als griechisches Grundwort eher geeignet, in einem nicht-jüdischen Kontext mit eigenen Bedeutungsgehalten für *kyrios* als Verständigungsbrücke zu dienen als das zwar übersetzbare – „*Christos*“ –, aber damit keineswegs verständlichere Wort „Messias“.

Beide Titel lassen sich in einer durchaus spannenden Analyse weiter entfalten, sowohl in ihre Vergangenheit wie in ihre Zukunft hinein. Die exegetischen Bücher sind voll von begriffs- wie traditionsgeschichtlichen Untersuchungen, die im Hinblick auf unsere beiden Begriffe beweisen, daß *Kyrios* wie *Christos* im konkreten Verkündigungskontext der jungen Kirche auch in den konkreten inhaltlichen Implikationen viel enger beieinanderliegen, als es auf den ersten Blick zu erkennen ist. Gerade der Gebrauch der Termini in den unterschiedlichen alttestamentlichen Traditionen beweist das. Zugleich wird deutlich, welche Rolle die rudimentären Christologien des Neuen Testaments im Hinblick auf die dogmengeschichtliche Entwicklung der Christologie gespielt haben, die im Konzil von Chalkedon 451 ihren ersten großen Abschluß fand. Zu dieser Zeit standen die beiden Titel „Herr“ und „Christus“ – wie wir es seit den ältesten Glaubensbekenntnissen gewohnt sind – nebeneinander: Wir glauben an den „*Herrn Jesus Christus*“, wie wir seither auch in den offiziellen Gebeten der Kirche immer zu Gott beten „durch unseren *Herrn Jesus Christus*“.

Die Frage, die sich aber im Anschluß an den Untertitel des Jesusbuches von E. Schillebeeckx stellen läßt, lautet dann: Erzählen wir, wenn wir von der Geschichte einer Bekenntnisformel sprechen, „die Geschichte von einem Lebenden“? Schillebeeckx beendet sein Buch mit folgenden Worten, die zum dritten Teil überleiten können:

„Am Anfang dieses Buches steht die Geschichte aus der Apostelgeschichte (4, 10–12) von dem Krüppel, der geheilt wurde, als er von Petrus die ‚Geschichte von Jesus‘ zu hören bekam. Auch M. Buber kennt die Kraft der Geschichte, wenn er einen Rabbi erzählen läßt: ‚Mein Großvater war gelähmt. Einst bat man ihn, eine Geschichte von seinem Lehrer – dem großen Baalschem – zu erzählen. Da erzählte er, wie der heilige Baalschem beim Beten gewohnt war, zu springen und zu tanzen. Mein Großvater stand auf und erzählte; die Geschichte riß ihn so mit, daß er springend und tanzend zeigen mußte, wie der Meister es getan hatte. Von diesem Augenblick an war er geheilt. So muß man Geschichten erzählen.‘“

Sollte dieses Buch ‚Die Geschichte von einem Lebenden‘ eine *begründete Einleitung* zu einer Wiederaufnahme des ‚erzählenden Glaubens‘ sein, mit praktisch-kritischem Effekt, aus dem betenden Verweilen in der Welt des Reiches Gottes und seiner entsprechenden Praxis, dann preise ich mich glücklich. Sollte das nicht der Fall sein, dann mag meinethalben dieses Buch morgen schon auf die Liste des modernen Antiquariats kommen.“ (Jesus, 598)

Wer von der Formel in der Gegenwart sprechen will, kommt nicht umhin, sie in die Gegenwart hinein aufzulösen. Das hat einmal in der geleb-

ten christlichen Praxis zu *geschehen*. Insofern die Praxis des Lebens aber keine blinde Praxis ist, sondern Praxis in unserer Kultur immer von Theorie, d. h. von der „Schau“ der Dinge und des Tuns in Miterleben und meditativer Reflexion, zumindest begleitet ist, dürfen und müssen wir in einem weiteren Schritt die „Auflösung“ der Formel auch ein wenig *bedenken*. Dabei kann dann das Wort „Auflösung“ in seiner doppelten Bedeutung von a) untergehen, vergehen und b) lösen (wie die Lösung eines Rätsels) verstanden werden. Denn beides erleben wir heute: Einerseits lösen Menschen, selbst solche, die sich Christen nennen, die Bekennnisformel „Jesus der Christus“ auf, in dem sie Jesus Christus auf den Mann von Nazaret allein reduzieren. Andererseits finden andere Menschen aber auf neue Weise auch heute zu dem, der „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott“ und „um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen ist“.

Zur „Auflösung“ der Formel in unserer Zeit

Zur Auslegung der Formel

Manch einen mag die Formel „Jesus der Christus“ vielleicht zunächst an den Titel des bekannten Christusbuchs von Walter Kasper erinnert haben. Thesenhaft stehen dort am Anfang wegweisend zwei Sätze:

(a) „Das Bekenntnis ‚Jesus ist der Christus‘ ist die Kurzformel des christlichen Glaubens, und Christologie ist nichts anderes als die gewissenhafte Auslegung dieses Bekenntnisses.“ (14)

(b) „Eine Besinnung auf die Christologie stellt den heute geforderten Dienst dar, den die Theologie (die gewiß nicht das Ganze der Kirche ist) der heutigen Gesellschaft und Kirche zu deren Identitätsfindung leisten kann.“ (15) Dieser Dienst aber ist nach Kasper in unserem geschichtlichen Raum im Hinblick auf die Sinnkrise zu leisten, der sich die heutige abendländische Gesellschaft ausgesetzt sieht.

Hier berührt sich die Aussage des Dogmatikers mit der des Fundamentaltheologen. Hier ist aber auch jeder Christ herausgefordert, sein Christusbekenntnis im Angesicht der Welt und ihrer Geschichte in Wort und Tat neu auszulegen. Wenn wir aber die Situation der Kirche in den verschiedenen Teilen der Welt nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil betrachten, stellen wir fest, daß das Christusbekenntnis in den Kontinenten der Welt ganz eigene Akzente erhält:

– Fragen wir Lateinamerika, so ist Jesus Christus der Befreier, dessen Botschaft und Wirksamkeit bis an die Ränder der Gesellschaft, bis zu den

Armen und Ärmsten reicht. „Option für die Armen“ ist zu einem der wirkungsvollsten Stichworte geworden, seitdem es in *Lumen gentium* 8 heißt: „Christus wurde vom Vater gesandt, ‚den Armen‘ frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind‘ (Lk 4, 18), ‚zu suchen und zu retten, was verloren war‘ (Lk 19, 10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den *Armen* und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und *selbst ein Armer* und Leidender war.“ (Eigene Hervorhebungen)

– Fragen wir *Afrika*, so ist Jesus Christus der Urahnm, der neue Adam, der auch die Stämme und Rassen dieses Kontinents in sich rettend und heilend umfaßt. Jesus Christus ist nicht der Weiße. Ja die Herkunft aus dem Judentum am Ostrand des Mittelmeeres macht ihn, wenn er schon einer bestimmten Welt angehört, eher zum Angehörigen des asiatischen als des europäischen, des orientalischen als des okzidentalnen Kulturbereichs. Die Bilder, die zeigten, wie weiße Männer den schwarzen und farbigen Völkern das Heil bringen, gehören endgültig der Vergangenheit an. Jesus Christus gehört allen Menschen und allen Völkern und Rassen.

– Fragen wir *Asien*, zumal Indien, so scheinen sich die Gewichte dort vielfach mehr zugunsten des Christus als des Jesus von Nazaret zu senken. „Christus“ droht hier zu einem reinen Prinzip zu werden, das sich in Jesus, aber nicht nur in Jesus verwirklicht hat. Das Interesse liegt folglich dann nicht auf dem historischen Jesus als *dem Christus*, sondern auf der Frage, wie in uns selbst sich der Christus als das *Christusprinzip* verwirklicht. Vielfach betont wird das Einswerden mit dem Vater (Joh 10, 30), das „Er in mir und ich in Ihm“. Das paulinische „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ wird gleichsam zu einem *Kōan*, einem Lebensrätsel und einer Lebensaufgabe. Die Verwirklichung des „Christus-in-mir“ wird so bedeutsam, daß – wie gesagt – die Verbindung des Christus mit dem historischen Jesus, seinem Leben und seinem Tod, zu zerreißen droht. Die Frage nach der Verwirklichung des *Christusprinzips* findet aber dann dort ihre Weiterführung, wo der „Christus-in-uns“ im Bereich der asiatischen Religionen diskutiert und nach der Einschätzung der anderen Religionen und ihrer Heilsverheißenungen gefragt wird. Auch hier aber droht der christliche Anspruch zu zerbrechen, insofern er an „Jesus den Christus“ gebunden ist.

– Fragen wir angesichts der verschiedenen Akzente in der Welt unseren eigenen Kontinent *Europa*, – welche Antwort treffen wir hier an? Ehe wir uns der Beantwortung dieser Frage zuwenden, sei an das Buch eines japanischen protestantischen Theologen – Kosuke Koyama – erinnert, der heute in Singapur tätig ist; es trägt den Titel „Das Kreuz hat keinen Griff“

und akzentuiert gegenüber allen Verflüchtigungen das paulinische „Wir aber verkündigen Christus als den Gekreuzigten“ (1 Kor 1,23): „Das Bild etwa eines Jesus, der ein Kreuz so trägt wie ein amerikanischer Geschäftsmann in Hongkong sein Aktenköfferchen, ist theologisch steril und missionarisch abstoßend. Wir können Jesus bartlos darstellen. Wir können ihm eine Krawatte umbinden, ihm eine Brille aufsetzen und ein Transistorradio in die Hand drücken. Wir können ihn sogar eine farbige Diners-Club-Karte in der Hand halten lassen. Aber versieht man sein Kreuz mit einem Griff, so daß er es tragen kann wie ein Geschäftsmann sein Köfferchen, dann hat der christliche Glaube den Boden unter den Füßen verloren; dann ist die Theologie paralysiert und die christliche Ethik ihrer inneren Inspiration verlustig gegangen. Ein solcher Jesus, der sein Kreuz trägt wie ein anderer sein Köfferchen – letztlich weist das auf einen Gott hin, der die Welt ebenso wie ein Mensch sein Köfferchen trägt –, bedeutet den Herzinfarkt des Glaubens. Wie gründlich, wie faszinierend, effekt- und kraftvoll die an einen solchen Jesus anknüpfende Theologie auch immer sein mag: Sie kann der rettenden Botschaft selbst und dem Weg, auf dem nach biblischer Überlieferung unsere Rettung geschieht, nicht gerecht werden. In der Bibel hat das Kreuz keinen Griff.“ (13f)

Was hier in recht drastischer Anschaulichkeit zur Sprache kommt, ist für Asiaten geschrieben. Es wird aber zugleich zu einer Rückfrage an unsere eigene, christlich vorgeprägte Welt: Jesus Christus hat es mit *Gott* zu tun – was hat unser Christusbild mit Gott zu tun? Jesus Christus hat es mit dem Kreuz zu tun – was besagt das *Kreuz* in unserem Leben?

Abendländische Reaktionen

Befreiung und Armut, Gleichheit der Rassen, Gleichheit von Schwarz und Weiß und Andersfarbig, das „In uns“, Göttlichkeit und Gott, Kreuz – das sind Akzente, denen wir in der Christauslegung in anderen Kontinenten und Kulturen begegnen. Vieles davon ist uns ehrlicherweise fremd:

– Bedürfen wir einer *Befreiung*? Sind wir arm? Hören wir bei der Rede von Armut, zumal wenn es weniger um Individuen, mehr um Völker geht, nicht oft auch Neid heraus, Mißgunst, weil es uns gut, besser geht als anderen? Haben wir nicht für unseren Wohlstand und unser Wohlergehen auch hart gearbeitet? Das Thema „arm und reich“ ist jedenfalls, wenn es nicht um konkrete Arme geht, die man gerne unterstützt, heute mehr als je zuvor ein ärgerliches Thema, das, wenn es in der kirchlichen Verkündigung behandelt wird, vielen älteren und wohlhabenden Christen die Kirche verleidet.

- Auch das Thema der *Fremde* ist und bleibtbrisant. Empfinden wir „andere“ nicht nach wie vor oft als „Fremde“ und „Fremde“ als Störenfriede? Europa und die westliche Welt sind erst dabei, die „Fremde“ als Heimat zu entdecken. Das Thema der Rassengleichheit ist sicherlich theoretisch in unserem Lande von untergeordneter Bedeutung, weil die Fremd- und Gastarbeiter zumeist aus Ländern Europas kommen, somit zur weißen Rasse gehören. Unterschwellig wirkt das Rassenproblem höchstens im Umgang mit den Juden nach. Das schlechte Gewissen zeigt sich, wenn Juden bei uns im öffentlichen oder auch im religiösen Bereich auftreten. Die Selbstkritik wird dann nicht selten schon zur Kritiklosigkeit. Auschwitz ist – nicht zuletzt für die Nachgeborenen ein tiefesitzendes Trauma, das leider von den älteren Generationen und Zeitgenossen in seiner bedrückenden und oft glaubenshemmenden Schwere nicht zur Kenntnis genommen wird.
- „*Christus in uns*“ ist inzwischen auch wieder ein Thema bei uns, aber vielfach mehr in Gruppen am Rande oder gar schon außerhalb der Kirchen. Typisch ist, daß etwa Franz Alt in seinem Buch „Jesus – der erste neue Mann“ die korrekte Übersetzung der bekannten Stelle Lk 17,21: „Das Reich Gottes ist mitten *unter euch*“ zurückweist und stattdessen – wie viele Asiaten und nach innen Orientierte – glaubt jesusgemäß schreiben zu dürfen, ja zu müssen: „Das Reich Gottes ist inwendig *in euch*“ (135). Auch wenn es in der Frömmigkeit bei uns einen unübersehbaren Zug zum Privaten, Individuellen und Innerlichen gibt, ist dieser zumindest im katholischen Bereich nie so einseitig akzentuiert, daß die gesellschaftliche Bedeutsamkeit der Frömmigkeit radikalen Schaden nimmt. Katholischerseits ist es nicht zuletzt die Kirchlichkeit der Frömmigkeit, die hier zu einer klaren Barriere wird. Doch das Unbehagen, das wir in innerkirchlichen Kreisen Pro wie Contra spüren, wenn es um den anhängenden „Fall“ Drewermann geht, könnte auch als Signal für eine in bestimmten kirchlichen Kreisen vorherrschende Tendenz in eine andere Richtung gesehen werden.
- *Christus* als der *Weg zu GOTT*, dem Vater (vgl. Joh 14,6) fragt sich, ob unser Reden von GOTT, auch unser Denken an GOTT, selbst unser Reden mit GOTT, also unser persönliches Gebet, derart ist, daß sich mit diesem GOTT unmittelbar die Gestalt Jesu als des Mittlers verbindet. Was besagt es schon, daß wir in der offiziellen Gebetssituation des Gemeindegottesdienstes immer wieder „*durch Christus unseren Herrn*“ beten, wenn wir unseren GOTT nicht ständig mit den Augen Jesu sehen bzw. wenn es uns nicht selbstverständlich ist, daß wer Jesus sieht, den Vater sieht (vgl. Joh 14,9)? Es wäre aber ein eigenes Thema zu zeigen, wie sich unter dem Einfluß wahrer Jesusbegegnung das Gottesbild ändert, und dann auch zu

bedenken, was es bedeutet, wenn im Zusammenhang mit der Jesusfrage die Gottesfrage ausgelassen wird. Es ist aber nicht zu leugnen, daß Jesus in unseren Breiten zusehends mehr ohne Rekurs auf die Gottesfrage bedacht wird. Wenn wir noch einmal an die erwähnte „Schonung Jesu“ erinnern, müssen wir zugleich feststellen, daß diese eine „Schonung Gottes“ keineswegs ein-, sondern häufig genug ausschließt. Von GOTT wird in unseren Breiten vielfach nur noch – wie Paul Zulehner es einmal formuliert hat – „gerüchtweise“ gesprochen.

„Für wen haltet Ihr mich?“

Europäische Akzente

Welches sind somit die Akzente unserer europäisch-abendländischen Jesusauslegung? Eher unsystematisch und ohne zu beanspruchen, alle Momente, die man nennen könnte, zur Sprache zu bringen, seien thesenhaft einige Akzente genannt, die heute zu beobachten sind:

- Die Tatsache, daß wir in Europa die Jesusfrage heute nicht mehr behandeln können, ohne zu beachten, daß die Geschichte Jesu a) außerhalb der Kirche und b) außerhalb Europas ihre eigene Geschichte durchmacht, läßt uns erkennen, daß die Maßgeblichkeit der Geschichte Jesu, wenn es denn eine gibt, eine andere Orientierung erhält. Ich wiederholte ausdrücklich: eine *andere* Orientierung. Ich sage nicht, daß die Orientierung einfachhin verloren gegangen ist. Daß wir aber fast ängstlich nach den anderen und ihren Auslegungen fragen und nicht mehr, wie es jahrhundertelang selbstverständlich war, überall unsere eigene, d.h. die im abendländischen Europa entwickelte Auslegung vortragen und vortragen können, gehört zur Signatur der veränderten Zeitsituation am Ende des 20. Jahrhunderts. J. B. Metz sieht in der heutigen Welt und Kirche eine kulturell polyzentrische Welt und Weltkirche. Ich selbst habe die neue Zeitperiode als „postchristliche Moderne“ von der „europäisch-christlichen Neuzeit“ abgehoben.
- Entscheidender, weil gemeinsamer Orientierungspunkt der Christenheit ist die Heilige Schrift. Spätestens seit der Reformationszeit wissen sich alle christlichen Traditionen auf sie als auf das ursprüngliche und darum maßgebliche Zeugnis des Christentums verwiesen. Doch werden erst in unseren Tagen die Konsequenzen, die sich aus der neuen Konzentration auf die Bibel ergeben, voll erkennbar. Sie betreffen den Umgang mit der Bibel, das Jesusbild selbst, aber dann auch die Autorität der Kirche.

- In dem Maße, als die Bibel sich in den Händen aller Gläubigen befindet, die Zahl der Analphabeten in der Welt zurückgeht und folglich immer mehr Menschen die Bibel selbst lesen, verliert die offizielle Auslegung der Schrift in der Kirche an Bedeutung. Der Autoritätsverlust der Kirche hat es teilweise mit diesem Tatbestand zu tun. Dabei ist es freilich mehr eine Zufälligkeit, daß die Entdeckung der Buchdruckerkunst und die Reformation zeitlich eng zusammenlagen. Beide zusammen kommen aber dort voll zum Tragen, wo Glaubende und Nichtglaubende selbst nach der Bibel greifen und lesen und nicht mehr nur das Wort Gottes aus dem Munde von Priestern und Predigern hören.
- Wo die „Jesusgeschichten“ der Bibel auch bewußtseinsmäßig zum Ausgangspunkt des Glaubens an Jesus werden, wandelt sich auch die Ordnung der theologischen Fächer. Nicht mehr die Dogmatik mit ihrer Auslegung und systematisch-spekulativen Durchdringung der offiziellen kirchlichen Glaubenslehre steht im Zentrum, sondern die Exegese der Heiligen Schrift. Es gehört aber zu den Grundlagen des Christentums, daß es sich von Jesus von Nazaret her versteht. Ihm aber begegnen die ersten Zeugen zunächst als Menschen, nicht als Gott. Ausdrücklich lautet eine der zentralen Stellen, die von Jesu Mittlerschaft sprechen: „Einer ist Gott, Einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen: der *Mensch* Christus Jesus, der sich als Lösegeld hingegeben hat für alle, ein Zeugnis zur vorherbestimmten Zeit.“ (1 Tim 2,5f) Gewichtsverlagerungen im Raum der Theologie wirken sich aber nach einiger Zeit stets auch in der Verkündigung aus. Das Menschsein Jesu wird uns jedenfalls seit einiger Zeit nicht selten in einer Weise nahegebracht, daß sein Gottsein daneben nahezu bedeutungslos erscheint.
- Die Rückkehr zur Ursprünglichkeit des biblischen Jesusbildes hatte vielfach eine starke Relativierung bzw. Ausblendung, wenn nicht gar Leugnung des kirchlich-dogmatischen Jesusbildes zur Folge und macht das Bekenntnis zu Jesus dem Christus selbst bei Gläubigen zu einem rein verbalen, tatsächlich inhaltslosen, weil innerlich nicht angeeigneten und somit auch nicht gelebten Bekenntnis. Die Krise der Kirche ist aus dieser Perspektive weniger eine Krise der Strukturen als eine Grundlagenkrise. Das heißt, die Kirche ist nur insoweit wirklich in einer Krise, als in ihr die Grundlagen des christlichen Glaubens, der Glaube an *GOTT*, wie er *uns* durch *Jesus von Nazaret* vermittelt ist, *heute* abhanden kommen. Wir können in diesem Sinne auch sagen: Die Krise besteht insofern, als uns der Glaube an den dreifältigen Gott entchwunden ist.
- Wir erleben in dieser Situation an den Rändern der Kirche eine doppelte Reaktion, je nachdem, ob die verbale Identität mit der ursprünglichen Bekenntnisformel oder die – wie immer bestimmte – Relevanz Jesu

für das Heute im Vordergrund steht. Die erste läßt sich als „fundamentalistisch“ bezeichnen, die zweite als „undogmatisch-liberal“. „Fundamentalistisch“ würde hier bedeuten, daß an einer Formel ohne jeden Versuch des Verstehens und des Übersetzens in einen heutigen Verstehenshorizont einfach aufgrund einer Rückbindung an die Autorität des kirchlichen Lehramtes festgehalten wird. „Undogmatisch-liberal“ müßte auf der anderen Seite nicht unbedingt im Sinne von Beliebigkeit verstanden werden, wohl aber so, daß unterschiedliche Methoden, Perspektiven und Interessen zum Maßstab des Jesusverständnisses und der Jesusdeutung gemacht werden und die kirchenamtliche Lehre bestenfalls zu einer Lehrmeinung degradiert wird. Zwischen den Extremen, deren Anhängerschaft in unterschiedlicher Stärke innerhalb wie außerhalb der katholischen Kirche anzutreffen ist, ist die wahre Lösung zu suchen.

Nachfolge Jesu

Die Eingangsfrage, die wir dem Markusevangelium entlehnt haben, findet eine Entsprechung im Nachtragskapitel des Johannesevangeliums, wo Jesus nach der Auferstehung seinen Jüngern am See von Tiberias begegnet und sie nicht nach ihrem Verständnis, sondern Petrus nach seiner Liebe fragt. Die Antwort auf die dreimalige Jesusfrage ist allen aus der Verkündigung hinreichend bekannt. Erinnert sei aber an die anschließenden Bemerkungen Jesu: „Amen, amen, das sage ich dir: Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin zu wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst.“ (21,18) Selbst angesichts bleibender Rückfragen bleibt dann das letzte Wort des Herrn: „Folge mir nach!“

Angesichts der Diskussionslage, die sich vor uns ausbreitet, können wir uns in weiteren Rückfragen und Erläuterungen theoretischer Art verlieren. Die Frage ist, ob es das ist, was zählt. Tatsache ist, daß am Ende des Evangeliums offensichtlich dasselbe zählt, was am Anfang zählte: die Nachfolge.

Zu Beginn der Neuzeit entstand am Niederrhein ein kleines Büchlein, das lange Zeit – nächst der Bibel – zu den am meisten gelesenen religiösen Büchern gehörte, das kleine Buch des Thomas von Kempen mit dem schlichten Titel „Imitatio Christi“, „Die Nachfolge Christi“. Es war ein Buch für jedermann. Dennoch ist die Nachfolge Christi, recht bedacht, unter den Intellektuellen unseres Landes kein großes Thema geworden. In gewissem Sinne scheint die Nachfolge im Widerstreit zu den großen

Idealen der Aufklärung zu stehen, nach denen sich der Gebildete des eigenen Verstandes bedienen sollte, anstatt in der Nachfolge eines anderen zu leben. Nachfolge scheint doch zunächst Abhängigkeit, Gehorsam, Unterordnung zu besagen.

Nun gehört es aber zum Wesen des Menschen, daß er sich Gott unterordnet. Wenn zudem Jesus nach dem kirchlichen Bekenntnis die göttliche Natur zukommt, müßte zumindest in konservativ-traditionellen Kreisen ein gewisses Verständnis von Nachfolge vorhanden sein. Dennoch kann man fragen: Was denkt der durchschnittliche Christ, jedenfalls der, der sich dafür hält, heute beim Wort „Nachfolge“? Beschreibt er sein Verhältnis zu Jesus als „Nachfolge“? Wir sprechen von mündigen Christen. Sind Nachfolge und Gehorsam dann noch die Haltung von Erwachsenen? Haben Gehorsam nicht Kinder zu üben? Doch selbst da bereitet der Gehorsam ja zusehends Schwierigkeiten.

Wir kennen die Geschichte, in der Jesus Petrus, Jakobus und Johannes mit auf den Berg nimmt und vor ihren Augen verklärt wird. Die Szene ist wunderbar und unvergeßlich. Noch im 2. Petrusbrief ist die Rede von der Stimme, die die Jünger auf dem Berge gehört haben: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe. Diese Stimme, die vom Himmel kam, haben wir gehört, als wir mit ihm auf dem heiligen Berg waren. Dadurch ist das Wort der Propheten für uns noch sicherer geworden, und ihr tut gut daran, es zu beachten; denn es ist ein Licht, das an einem finsternen Ort scheint, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in eurem Herzen.“ (1, 18 f) Und doch endet die Taborszene mit der nüchternen Feststellung: „Als sie um sich blickten, sahen sie auf einmal niemand mehr bei sich außer Jesus.“ (Mk 9, 8)

Was bedeutet das: Sie sahen niemand bei sich außer Jesus? Der, der bei ihnen ist, ist Jesus der Mensch. Seine Göttlichkeit ist verborgen. Allerdings ist er der Künster der Gottesherrschaft, der auf viele Weisen Heil Spendende, der für seine Botschaft sein Leben in die Waagschale wirft und selbst in seinem Tod der mit seinem Gott *und* den Menschen Verbundene bleibt. Denn er lebt und stirbt „für die vielen“. Die Theologen sagen heute: Seine Existenz besteht in liebender „Proexistenz“, in einer Existenz, die sich im Dasein für andere erfüllt.

Ich habe vor Jahren ein Buch mit dem Titel „Die Faszination des Buddhismus“ veröffentlicht. Ich weiß sehr wohl, daß ich als christlicher Theologe ein Buch mit dem Titel „Die Faszination Jesu“ schuldig bin. Doch geht es hier um Bücher? Geht es nicht um Leben? Geht es nicht – wie Schillebeeckx es geschrieben hat – um die „Geschichte von einem Lebenden“? Die aber müßte dann in der Tat wie die vier Evangelien und die vielen, die auch noch versucht wurden, immer neu von jedem von uns we-

niger geschrieben als gelebt werden. Sie müßte bei dem beginnen, was wir wissen und ahnen und entdecken auf den Spuren des Lebens und Sterbens Jesu im Lichte dessen, was wir seine Auferstehung nennen, aber auch auf den Spuren derer, die ihm von dieser Zeit an im Laufe der Geschichte gefolgt sind. Auf diesen Spuren könnten wir als mündige Nachfolger unsere eigene Lebensgeschichte mit Jesus dem Christus schreiben.

Die Faszination Jesu kann man tatsächlich am besten an Begeisterten lernen, nicht an solchen, die sich selbst im Blick auf Jesus im Wege stehen. Vielen Menschen der älteren Generationen hat Romano Guardinis Buch „Der Herr“ viel bedeutet. Wir wollen in Erinnerung rufen, was er am Ende seines Buches „*peregrinantibus et iter agentibus*“, denen auf der Pilgerschaft und auf der Lebensreise, mit auf den Weg gegeben hat: „Es gibt keinen Maßstab für Christus. Den Maßstab setzt Er selbst. Der Begriff des Menschen und Menschlich-Möglichen kommt dafür nicht in Betracht. Auch nicht der des Genies oder des Religionsstifters. Ebenso wenig der des Mythos oder des daseinsdeutenden Bildes. Alle diese Begriffe verwirren nur. Für Christus gibt es von uns her keine Kategorie. Für Ihn gibt es nur einen Namen, den seinigen, ‚Jesus Christus‘, dessen Inhalt sich in der gläubigen Begegnung und liebenden Nachfolge entfaltet.“

(648)

Und:

„Christus gegenüber wird die Bekehrung des Denkens gefordert. Nicht nur die Bekehrung des Willens und Tuns, sondern auch die des Denkens. Die aber besteht darin, daß nicht mehr von der Welt her über Christus nachgedacht, sondern Christus als der Maßstab des Wirklichen und Möglichen angenommen und von Ihm her über die Welt geurteilt werde. Diese Umkehr ist schwer einzusehen und noch viel schwerer zu vollziehen. Um so schwerer, je deutlicher im Fortgang der Zeit der Widerspruch des Weltdaseins dagegen wird, und je offenkundiger jeder, der sich darauf einläßt, als Tor erscheint. Im Maße das Denken es aber versucht, erschließt sich die Wirklichkeit, welche Jesus Christus heißt. Und von ihr wird alle Wirklichkeit erschlossen: enthüllt, aber auch in die Hoffnung des Neuwerdens gehoben.“ (649)

Es bleibt dabei: Wer Jesus der Christus ist, offenbart sich dem einzelnen „in der gläubigen Begegnung und liebenden Nachfolge“.